

Manfred Frank (Tübingen)

Wie reaktionär war eigentlich die Frühromantik?

(Elemente zur Aufstörung der Meinungsbildung)

Über die deutsche Frühromantik traut sich – wenigstens im Bereich der sogenannten Geistesgeschichte – jeder ein Urteil zu. Sei's, daß man in ihr einen Höhepunkt europäischer Kultur sieht, dessen Kraft und Produktivität auf den vielfältigsten Feldern allenfalls mit dem klassischen Athen zu vergleichen wären;¹ sei's, daß man in ihr den Inbegriff des ‚deutschen Sonderwegs‘ im Gang der Moderne identifiziert und von ihr wohl gar eine Verhängnisgeschichte datiert, die ‚von Schelling bis Hitler‘ reicht.²

In Wahrheit ist die Frühromantik, besonders die philosophische,³ die Unbekannte schlechthin in den Archiven der Geistesge-

¹ So Dieter Henrich in seinem Bericht über das von ihm geleitete ‚Forschungsprogramm zur Entstehung der klassischen deutschen Philosophie nach Kant in Jena 1789-1795‘: *Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789-1795)*, Stuttgart 1991, S. 217 f. Ähnlich August Ludwig Hülsen in seiner *Prüfung der von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgestellten Preisfrage: Was hat die Metaphysik seit Leibnitz und Wolf für Progressen gemacht?*, Altona 1796: bei J. F. Hammerich: „Ohne Zweifel hebt sie [sc.: die Metaphysik in ihrem gegenwärtigen Zustand] uns auch aus dieser Geschichte [der Philosophie] den gerade interessantesten Zeitraum heraus, den von Leibnitz und Wolf bis zu uns herauf: einen Zeitraum, dem kein einziger der ganzen Vergangenheit, selbst nicht der glänzendste der griechischen Philosophie, an aufgebottenen Kräften und sichtbarem Erfolge gleich gesetzt werden kann“ (76,). Einen etwas verhalteneren, aber in der Tendenz nicht unähnlichen Vergleich der nach-Leibnizschen Philosophie mit „den Griechen“ des antiken Athen (freilich mit dem umgekehrten Akzent auf den Errungenschaften der Wolffschen Schule) stellt auch Johann Christoph Schwab an in seiner *Preisschrift über die Frage: Welche Fortschritte hat die Metaphysik seit Leibnitzens und Wolffs Zeiten in Deutschland gemacht?* [...], Berlin 1796, 4 f.

² So Georg Lukács im Untertitel seiner Studie *Die Zerstörung der Vernunft*, Berlin/DDR 1954.

³ Zu der ich aus Gründen struktureller und entstehungsgeschichtlicher Ähnlichkeit auch das philosophische Werk Hölderlins und seines Kreises zähle. Das gilt – wohlbemerkt – durchaus auch für den Entwicklungsgang der politischen Überzeugungen der Frühromantiker und Hölderlins/Sinclairs. Zu dem vielen

schichte, und nicht einmal nur der ‚offiziellen‘. Das zeigt sich daran, daß die meisten Vorurteile rasch zusammenbrechen, wenn sie mit den Textbefunden konfrontiert werden. Machen wir zur Probe einige Stichproben an dem gängigen politisch-religiösen Vorurteil gegen die Romantik im allgemeinen und gegen die Frühromantik im besonderen.

Am Anfang der Romantik stand die Revolution. An ihrem Ende, soweit sie überhaupt ein Ende hat, steht die zähe, rückwärtsgewandte Bequemlichkeit, das Beharrungsvermögen der Gefühligten, der Rufer nach der guten alten Zeit.

So will es das Klischee, das an Zähigkeit dasjenige der rückwärtsgewandten Bequemlichkeit vorgeblicher Romantiker noch übertrifft und sich vor allem unter Germanisten – die selten revolutionär waren oder sind – wohlig eingerichtet hat. Einen von ihnen, Walter Widmer, habe ich eben zitiert; ziemlich aufs Geratewohl eine der zahlreichen Sammlungen von *Meistererzählungen der Romantik*⁴ aufschlagend, denen das Nachwort dann, nach getaner politisch-moralischer Pflicht, entzückt bestätigt, wir träten nun ein in „eine der schillerndsten, lebendigsten und zugleich heterogensten Kunstepochen der Menschheit“.⁵ So, als sei das selige Leuchten der Schönheit der Preis, den Dichter für politisches Desengagement oder auch für fundamentalistische Gesinnung erbringen müßten.

In diesem Genre hat niemand erfolgreicher gearbeitet als Heinrich Heine. Die Schriften *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* (1834) und *Die romantische Schule* (1836)

Unsinn, den zumal die Literaturwissenschaft zur Entflechtung der Hölderlinschen und der frühromantischen Grundinspiration verbreitet hat, gehört das Vorurteil, Hölderlin sei wegen seiner lebenslangen Orientierung an den Griechen eher zur Klassik zu schlagen, während sich die Romantik am Mittelalter orientiert habe. Erstens hat Hölderlin spätestens in seinen Briefen an Böhlendorff dieselbe ‚Wendung ins Nationelle‘ vollzogen wie Novalis und die Schlegels. Und zweitens war es doch gerade Friedrich Schlegel, dessen Denken in für seine Epoche grundlegenden Werken zur Antike im allgemeinen und zur antiken Kunst im besonderen wurzelt; es war mit Bezug auf Schlegel, daß – ich glaube, es war Karl Philipp Moritz – den auch von Schiller benutzten Spott-Titel der ‚Gräkomanie‘ erfunden hat. Also auch hier besteht, genau besehen, gar kein wesentlicher Unterschied, sondern ein strenger Parallelismus. – Zur Konstellation der philosophischen Frühromantik vgl. jetzt Manfred Frank, „*Unendliche Annäherung*.“ *Anfänge der philosophischen Frühromantik*, Frankfurt/M. 1997 (stw 1328).

⁴ Walter Widmer, *Nachwort zu Meistererzählungen der Romantik*, Stuttgart 1961, 751.

⁵ L. c.

sind so zwiespältig, wie sie's von ihrem Gegenstand behaupten: Einerseits greifen sie in alle Register vulgärromantischer *sensibilité*, um ihren Leser(inne)n den Duft der blauen Blume recht in die Nase zu treiben. Des Novalis Muse, heißt es etwa, „war ein schlankes, weißes Mädchen mit ernsthaft blauen Augen, goldnen Hyazinthlocken, lächelnden Lippen und einem kleinen roten Muttermal an der linken Seite des Kinns“.⁶ Mit ihr bekannt geworden sei der Verfasser durch das Fräulein Sophia, die immer ein blaues Kleid trug, die Schwindsucht hatte und ihren *Ofterdingen* in rotem Maroquin mit Goldschnitt mit sich herumtrug. Die Schwindsucht hatte sie sich aus dem *Ofterdingen* „herausgelesen und sah aus wie ein leuchtender Schatten“.

Aber sie war jetzt von einer geistigen Schönheit, deren Anblick mich aufs schmerzlichste bewegte. Ich nahm ihre beiden blassen, mageren Hände und sah ihr tief in die blauen Augen und fragte sie endlich: „Mademoiselle Sophia, wie befinden Sie sich?“ – „Ich befinde mich gut“, antwortete sie, „und bald noch besser!“, und sie zeigte zum Fenster hinaus nach dem neuen Kirchhof, einem kleinen Hügel, unfern des Hauses. Auf diesem kahlen Hügel stand eine einzige schmale, dürre Pappel, woran nur noch wenige Blätter hingen, und das bewegte sich im Herbstwind, nicht wie ein lebender Baum, sondern wie das Gespenst eines Baumes.

Unter dieser Pappel liegt jetzt Mademoiselle Sophia, und ihr hinterlassenes Andenken, das Buch in rotem Maroquin mit Goldschnitt, der „Heinrich von Ofterdingen“ des Novalis, liegt eben jetzt vor mir auf dem Schreibtisch, und ich benutze es bei der Abfassung dieses Kapitels.⁷

Man merkt das auch ohne den Hinweis – aber der wirkliche *Heinrich von Ofterdingen* mag ein anderes Werk gewesen sein als das, welche die blasse Demoiselle Sophia so liebte, und es gab von ihm auch keine Maroquin-Goldschnitt-Ausgabe. Sie hätte nicht gepaßt zu dem unpopulären, weil schwierigen Romanautor, der eine seiner Hauptfiguren sprechen läßt, die Poesie wolle vorzüglich als strenge Kunst getrieben werden. „Als bloßer Genuß hört sie auf Poesie zu seyn. Der Dichter muß nicht den ganzen Tag müßig herumlaufen, und auf Bilder und Gefühle Jagd machen. Das ist der ganz verkehrte Weg.“ „Der Dichter ist [vielmehr] reiner Stahl, eben so empfindlich, wie ein zerbrechlicher Glasfaden, und eben so hart, wie ein ungeschmeidiger Kiesel.“⁸

⁶ Heinrich Heine, *Beiträge zur deutschen Ideologie*, hg. von Hans Mayer, Frankfurt/M.-Berlin-Wien 1971, 185.

⁷ L. c., 187.

⁸ Novalis, *Schriften*. Die Werke Friedrich von Hardenbergs, hg. von Paul Kluckhohn und Richard Samuel, Stuttgart 1960 ff (hinfort zit.: *NS*), I, 282 und 281.

Mit diesem Kriterium tut Heines eigene Dichtung sich schwer – und sie rächt sich an den ‚silberlichtumfluteten‘ Texten einer imaginären Romantik (so Emil Staiger), indem sie ihr den Vorwurf des katholischen Finsternännertums, antirevolutionärer Gesinnung und schlimmen Vernunftrenegatentums um die Ohren haut – etwa dem armen Friedrich Schlegel, der sich aus Todesangst vor dem Fortschritt „in die zitternden Ruinen der katholischen Kirche“ geflüchtet habe.⁹

Und bei allem, was Schlegel sagt, hört man die [...] Glocken läuten; manchmal hört man sogar die Turmraben krächzen, die ihn umflattern. Mir ist, als dufte der Weihrauch des Hochamts aus [seinen] Bücher[n] und als sähe ich aus den schönsten Stellen de[r]selben lauter tonsurierte Gedanken hervorlauschen.¹⁰

Und den ehemaligen „Lichtmenschen“ und Revolutionär Schelling will Heine in Münchener Wintersemester 1827/28 (von Hegel, seinem Majordomus) entthront und geschoren gesehen haben: „wie ein armseliges Mönchlein [...] gespenstisch herumschwanken mit seinen großen, blassen Augen und seinem niedergedrückten, abgestumpften Gesichte, ein jammervolles Bild heruntergekommener Herrlichkeit.“¹¹

Nun gut: Das ist immerhin vergnüglich, und ich liebe meinen Heine; aber die These ist grundfalsch. Sie hatte indes ungeheuren Einfluß auf die Romantik-Rezeption bis heute und kann sich so gut nur halten, weil die Romantik überraschenderweise „cette inconnue“ der deutschen Literatur – geschweige der Philosophie – schlechthin geblieben ist. Ich denke nicht an die populäre Spätromantik mit ihren Eichendorff, Arnim, Hoffmann und Brentano – noch weniger ihren Franzosenfressern Kleist, Görres, Arndt oder Schenkendorf, sondern an die Frühromantik, deren philosophisch-literarische Produktion uns erst jetzt langsam in kritischen Ausgaben und in ihrem ganzen Umfang zugänglich wird. Wenige können sich rühmen, des Novalis sogenannte Fragmente wirklich zu kennen oder Friedrich Schlegels fünfunddreißigbändige Werkausgabe mit Verstand gelesen zu haben. Beide (von dem weitgehend inediten Schleiermacher oder Tieck zu schweigen) bieten indes so viele neue Texte und Quellen, daß eine Revision bisheriger (Vor-)Urteile dringend ansteht.

⁹ Heine, l. c., 157.

¹⁰ L. c., 158.

¹¹ L. c., 104 und 106.

Ich habe anderswo im Détail die folgende These begründet,¹² daß die Frühromantik in ihren Anfängen nicht eigentlich revolutionär war im Sinne etwa des Jakobinismus. Ihr politisches Engagement entsprang einem Affekt gegen das Bürgertum, dem die Frühromantiker zuerst die Attribute des ‚Biedermännischen‘, ‚Teutschgesinnten‘, ‚Philiströsen‘ oder ‚Spießigen‘ angehängt haben. Nun kann dieser Affekt doppelt instrumentiert werden: Er kann sich den altständisch-adeligen Bedenken gegen das Aufsteigen des Bürgertums anschließen (wie bei Friedrich von Gentz oder Adam Müller); oder er kann mit den fortschrittlichen Kräften fraternisieren, die übers Bürgertum hinaus nach der ‚Menschheitsklasse‘ ohne extrinsisch auferlegte Schranken trachten (wie bei Johann Friedrich Reichardt, in dessen Hauskreis Tieck zu politischem Bewußtsein erwachte,¹³ beim frühen Friedrich Schlegel und seiner Frau Dorothea, deren Romanfragment *Florentin* [1801], wie wenige wissen, in einer Verherrlichung der nordamerikanischen Revolution und im Plan einer Auswanderung dorthin gipfelt, bei Lorenz Oken und den mit Recht so genannten romantischen Sozialisten¹⁴). So ließ sich erwarten, daß die reaktionäre Option und das Liebäugeln mit dem Katholizismus naheliegende Verführungen darstellten – vor allem in den kritischen Jahren der napoleonischen Okkupation, die bei den Schlegels und bei Tiecks nicht zufällig mit schweren Lebenskrisen zusammenfielen. Aber die Weiche war doch von Beginn so gestellt, daß der Zug keineswegs durchgängig oder gar notwendig in Reaktion und Katholizismus enden mußte. Vielmehr hat gerade auch Marxens Rede von der Menschheitsklasse und sein Aufweis der

¹² *Anti-bourgeoise Anarchie und Revolutions-Kritik. Von der zwiespältigen Haltung der Frühromantik zur Französischen Revolution*, in: Henning Krauß (Hg.), *Folgen der Französischen Revolution*, Frankfurt/M. 1989, 221-244.

¹³ Reichardt, seit 1774 Hofkapellmeister in Berlin, aber wegen revolutionärer Gesinnung 1794 entlassen, gab die rebublikanische Zeitschrift *Deutschland* heraus, in der Friedrich Schlegels *Versuch über den Begriff des Republikanismus* erschien (Dritter Band, Berlin 1796, Siebentes Stück, Nr. II, 10-41). In seinem Haus in Berlin, später auf dem Giebichenstein, ging der junge Tieck aus und ein. Eingeführt worden war er in diesen Kreis durch seinen Klassenkameraden Wilhelm Hensler, der Reichardts Stiefsohn war und sich 1792 der Revolution in Paris angeschlossen hatte. Als Offizier der französischen Armee wird er seinem Stiefvater später in Sandow – diesmal als Mitglied der napoleonischen Okkupationstruppen – wiederbegegnet.

¹⁴ Vgl. D. O. Evans, *Le socialisme romantique. Pierre Leroux et ses contemporains*, Paris 1948. Ferner Manfred Frank, *Der kommende Gott. Vorlesungen über die Neue Mythologie. Teil I*, Frankfurt/M. 1986 (6. neue durchgesehene und verbesserte Auflage 1995), 8. Vorlesung, 217/9 ff.

Nicht-Universalität der Werte des Bürgertums eine romantische Vorgeschichte – etwa in Schellings wahre ‚Öffentlichkeit‘ stiftender, universalistischer Menschheits-Mythologie als einer ‚allgemeinen‘, und nicht, wie Religionen es bisher waren, ‚partikulären Symbolik‘.¹⁵

Einen sehr eindrucksvollen Beleg gegen die Notwendigkeit der Konsequenz des Katholisch- (oder Reaktionär-)Werdens liefert die Lebensgeschichte August Ludwig Hülsens, den Friedrich Schlegel als einen ihm sehr nahe stehenden Menschen und Autor entdeckte, als solchen seinem Freunde Novalis erfolgreich ans Herz legte und schließlich für die Mitarbeit am *Athenäum* gewann. Friedrich Schlegel erwähnt ihn – als Autor der Preisschrift über die Progressen der Philosophie seit Leibniz und Wolff¹⁶ – verschiedentlich in seinen Fragmenten zwischen 1797 und 1800.¹⁷ Der enge Kontakt zu den Brüdern Schlegel konnte Hülsens Aufmerksamkeit freilich nicht beeinflussen; und so hat er Wilhelm in einem eindrucksvollen Brief vom 18. Dezember 1803 – nach der Lektüre von dessen Berliner *Vorlesungen über schöne Literatur*

¹⁵ Vgl. etwa Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, *Sämtliche Werke*, hg. von K. F. A. Schelling, I. Abteilung Bde 1-10; II. Abteilung Bde 1-4, Stuttgart 1856-61 (die römische Zahl verweist auf die Abtl., die arabische auf die Seitenzahl; hinf. zit.: *SW*), I/6, 569 ff. – Weitere Belege für diese These in: Manfred Frank, *Der kommende Gott*. 7. Vorlesung., 188 ff.

¹⁶ Im Vorwort, dessen Abschluß Hülsen mit „Oculi 1796“ (dem 4. vorösterlichen Sonntag des Kirchenjahrs) angibt, schreibt er, er habe erst nach Vollendung seiner Arbeit erfahren, daß die Akademie die (zuerst 1792 ausgeschriebene) Preisfrage schon entschieden und die Preise an Schwab, Abicht und Reinhold ex aequo vergeben habe (IX). Vgl. die Kurzcharakterisierung dieser Schrift und ihren Vergleich mit Schlegels Grundüberzeugungen in Friedrich Schlegel, *Kritische Ausgabe seiner Werke*, hg. von Ernst Behler, Paderborn-München-Wien-Zürich, 1958 ff. (hinf. zit: *KA*) VIII, LXXX f.

¹⁷ Im *Lyceum* (1797 [*KA* II, 160, Nr. 108]) wird Hülsen als besonders herausragender Ironiker im sokratischen Geiste beschrieben, dessen Ironie aus „Philosophie der Philosophie“ entspringe und diejenige Lessings und Hemsterhuis' damit weit übertreffe. Vgl. *Athenäum* (1798), I. c., 214 f., Nr. 295, wo Hülsens Preisschrift als sokratische Antwort auf die gestellte Frage und als ein „Stück, an dialektischer Virtuosität das nächste an Fichte“, gerühmt wird. In den *Ideen* (von 1800 [I. c., 266 f., Nr. 107]) gibt es ein hohes Lob der Hülsenschen Muse. In den *Philosophischen Lehrjahren* finden sich die frühesten Aufzeichnungen über Hülsen, manchmal Vorstufen der publizierten Fragmente, meist stilistische und komparative Beobachtungen, ebenfalls nicht vor 1797 (vgl. das Register in *KA* XIX, 599). Im Briefwechsel-Band, der die *Athenäums*-Phase spiegelt (ab Juli 1797), kommt Hülsens Name häufiger vor, vielfach gerühmt und als Mitarbeiter des *Philosophischen Journals* und des *Athenäum* (vgl. Register *KA* XXIV, 481).

und Kunst – sehr deutlich seine Meinung gesagt über die neu-christlichen, ja katholisierenden und vernunftfeindlichen Tendenzen, die er in der neuesten Wendung der Schlegels sah.¹⁸ Körner schreibt dazu, die Entwicklung der Frühromantik in den Katholizismus und ins Reaktionäre sei „[f]olgerichtig, darum doch nicht notwendig“ gewesen:

die großartigen Briefe Hülsens, vornehmlich der vom 18. Dezember 1803 mit seiner unbedingten Ablehnung des Christentums und jeglicher Schranke des Individualismus, zeigen, daß in der romantischen Generation auch das Gegenteil angelegt war und die Schule sich unter andern Geschichtsumständen in umgekehrter Richtung hätte entwickeln können, in eine demokratisch-sozialistische, die erst das Junge Deutschland bewußt (und im feindlichen Gegensatz zur Spätromantik) einschlug – statt in die konservativ-aristokratische (I, XIII, Fußnote; vgl. auch III, 49).

Hülsen nennt in dem Brief, auf den Körner anspielt, das Christentum ideenarm und seinem innersten Wesen nach mit der menschlichen Freiheit, ja mit „allem Großen und Wahren“ unvereinbar. Diese Religion habe Verderben und „die gänzliche Erschlaffung über die Menschen gebracht“. Sie bleibe ein zeitbedingtes, partikuläres und letztlich nicht gültiges Phänomen, „bloße M e y n u n g“, „wenn man einmal die Ansicht des Unendlichen ergriffen hat, und diese durch keine Fichtesche und Schellingsche Inkonsequenz da, wo es darauf ankommt, wieder fahren läßt“. Niemand könne „von ganzem Gemüthe ein Christ“ sein, da er – wie etwa der katholisierende Tieck¹⁹ – zuvörderst er selbst sei.

¹⁸ Brief Nr. 42, *Krisenjahre der Frühromantik. Briefe aus dem Schlegelkreis*, hg. von Josef Körner, Bern und München ²1969, Bd. I, 55 ff.; vgl. dazu den Kommentar Körmers III, 48ff.

¹⁹ Über Tieck urteilt Hülsen ausführlicher in seinem Brief an Schleiermacher vom 15. Januar 1800 (*Briefe August Ludwig Hülsens [...] an Schleiermacher*, in: Neue Folge der *Mitteilungen aus dem Literaturarchive in Berlin*, 8., Berlin 1913, 15): „Kennen Sie L. Tieck? Ich lese des Mannes Schriften mit großem Vergnügen, und möchte seine persönliche Bekanntschaft machen. Seine Lieder rühren mich, daß ich nicht sagen kann wie, Aber könnte ich nur begreifen, warum er gerade diese hohe Unschuld und Liebenswürdigkeit in christlichen Schwärmereien, wie z. B. in Franz Sternbalds Wanderungen, aufstellt. Hätte er ein Zeitalter der griechischen Künstler gewählt, so könnte alles vermieden werden, was dem Ideale widerspricht, und darum auch eine Störung in unserm Gefühl ist. [...] Wenn ich ihn spräche, würde ich schon Aufschluß erhalten. Dann wollte ich ihn aber bei dem großen Apoll beschwören, daß er doch den Satan und die heiligen Engel und das ganze Christum aus seinen herrlichen Dichtungen verbannen wolle.“

Jeder offenbart sein eignes Gemüth, und es kann nie im Geist und in der Wahrheit A n h ä n g e r von einem andern geben, so wie man irriger Weise wol von Kantianern, Fichtianern u. s. w. spricht. Der Irrthum kann daher überall nur im Urtheile liegen, während der Gegenstand selbst doch ist was er ist. Dies Urtheil hingegen wird dadurch sehr bedeutend, daß es Einfluß auch auf unsre Gesinnungen und Handlungen haben kann. Dies lehrt uns leider die Geschichte aller Zeiten.²⁰

Folgt eine differenzierte Zurückweisung von Wilhelms (in den *Vorlesungen* geäußerten) Ansichten zu Katholizismus und Protestantismus, wozu Hülsen bemerkt, daß, wenn, was wir Aufklärung nennen, sei, „was sich über die Stupidität eines dumpfen Bewußtseyns erhebt“, er noch am ehesten die Position des Protestantismus ergreifen würde gegen den allgemeinen Trend der Zeit. „Was Du über die kalte todte Betrachtung des Protestantismus sagst, gründet sich auf die lebendige Ansicht der Welt, und ist wahr und herrlich. Dies liegt aber gar nicht im Protestantismus, sondern in der todten Ansicht überhaupt.“²¹ Die Vergangenheitsverherrlichung der Schlegels betreffend, urteilt Hülsen:

Höheres kenne ich nichts für die richtige Beurtheilung des Menschen, als daß wir ihn, wie er es ist, im Unendlichen vor Augen behalten. Jede gegebne Zeit ist nur das Verhältniß seiner Handlungen, und die gerühmtesten Epoken in der Geschichte bezeichnen leicht nur eine Einseitigkeit, die nach tausend und tausend Jahren, oder was eben so viel heißt, im nächsten Augenblicke vergessen ist. Der Gewin jedes Einzelnen kann für ihn selbst übrigens groß seyn, nur für den Zweck des Ganzen glaube Niemand mehr zu thun als jeder andere. Und das lehre uns bescheiden seyn, und billig und gerecht. So viel hoffe ich indeß mit Zuversicht, es naht eine beßre Zeit des Lebens, die an Wahrheit und innrer Fülle die uns bekannte Vergangenheit verdunkeln wird. Nur behüte uns der Himmel, daß die alten Burgen nicht wieder aufgebaut werden, Sagt mir, lieben Freunde, wie soll ich Euch darin begreifen. Ich weiß es nicht. Denn was ich Euch antworten muß, paßt gar nicht auf Euch. Ich rede zu erleuchteten Männern, und finde gleichwohl Behauptungen [wie die über die Wiederherstellenswürdigkeit des Ritterwesens], die Ihr selbst im Gebiethe des Wissens nur Einfälle nennen würdet [...] / [...] Viel lieber möchte man [...] wünschen, daß der große Haufe, den wir Volk nennen, uns Gelehrte und Ritter sämmtlich auf den Kopf schläge, weil wir unsre Größe und Vorzüge auf sein Elend allein gründen können. Armenhäuser, Zuchthäuser, Zeughäuser und Waisenhäuser stehen neben den Tempeln, in welchen wir die Gottheit verehren wollen. „Nachdem man diese liebliche Erde Got-

²⁰ L. c., III, 57 f.

²¹ L. c., 57.

tes, sagt der Verfaßer der Archimetrie,²² in ein Staatsgewühl von geheiligtem Raub und Elend verwandelt hat; so glaubt man das Böse gut machen zu können, durch die Bettlergröße, genannt Allmose; durch dies Lächeln eines Fluches.“ So ist es allerdings. Man muß den Menschen erst vergessen, wenn man in Rittern und Herren noch eine Größe finden will. Nenne mir immer nur die Tugenden jenes Zeitalters, und gründe auf ihnen den Wunsch, daß es zurückkehren möge.²³

Für den zweiten Teil meiner These gebe ich hier nur ein paar wenige, aber repräsentative Belege. Der Ausdruck „das ist ja zum Katholischwerden“ stammt aus Tiecks Märchenkomödie *Prinz Zerbino* (1796/98) – und ergießt seinen Spott über das ästhetizistische Katholisieren, dem freilich im Jahre 1800 der Graf Friedrich Leopold von Stolberg,²⁴ Tiecks Schwägerin, die Malerin Maria Alberti,²⁵ der Kunsthistoriker Carl Friedrich von Rumohr und die ihm nahstehenden Malergeschwister Riepenhausen, auch Adam H. Müller²⁶, aber kein Frühromantiker aus dem Jenenser Kreis erliegen wird. „Etwas bis zur Religion treiben“, war eine beliebte Spottrede im Jenaer Kreis. So schreibt Caroline: Als Wilhelm erfahren habe, daß man ihm „nicht so viel Heiligkeit und Innigkeit“ zutraue, wie Friedrich sie in den Brief *Über die Philosophie. An Dorothea* investiert habe, habe er „gedroht, wenn wir ihn lange schören, würde er sich auf die Religion legen“.²⁷ Und Tieck konfrontiert in seiner Satire *Der Autor* die Titelfigur mit einem schwärmerischen Bewunderer, der Clemens Brentano ähnelt und in seinem Fanatismus alles bis zur Religion treibt: erst das Verlachen der Welt, dann das Verstehen, das Zuhören, endlich das Abschiednehmen.²⁸

²² Thomas Thorhild, *Maximum seu Archimetria* (1799), gegen Kant gerichtete Schrift.

²³ L. c., 59 f.

²⁴ Vgl. Jürgen Behrens, *Streitschriften über Stolbergs Konversion*, Bern 1973.

²⁵ Vgl. dazu *Briefe aus dem Stolberg- und Novalis-Kreis. Nebst Lebensbild und ungedruckten Briefen von Tiecks Schwägerin, der Malerin und Ordensoberin Maria Alberti*. Mit Einleitung und Anmerkungen hg. von Heinz Jansen, Nachwort von Siegfried Sudhof, Münster 1932 (Nachdruck 1969: Veröffentl. d. Hist. Kommission Westfalens 19, *Westfälische Briefwechsel*, Bd. 2); ferner Ernst Rudorff, *Aus den Tagen der Romantik. Bildnis einer deutschen Familie*. Aus dem Nachlaß hg. von Elisabeth Rudorff, Leipzig 1938.

²⁶ Und des Novalis Brüder Karl und Anton von Hardenberg: Sie alle standen in Verbindung zu dem Kreis um Stolberg in Münster. Und selbst Friedrich und Dorothea Schlegels spätere Konversion mag durch ihren Dresdener Aufenthalt 1802 im Tieck- und Alberti-Kreis mit angestoßen worden sein.

²⁷ Zit. KA VIII, CLVII.

²⁸ Ludwig Tieck, *Schriften*, Bd. 13, Berlin 1828, 307 ff(f).

BEWUNDERER: Man muß jeden Vorsatz zur Religion machen,
 So kann man über die ganze Welt lachen,
 Und das Lachen muß wieder Religion werden,
 Dazu die Natur, die wir haben auf Erden,
 Und dies mit göttlicher Liebe verbunden,
 Einge Blumen noch hineingewunden,
 Und alles in Poesie verschmolzen,
 Macht einen ziemlich zu einem Stolzen.

AUTOR: Mein Herr, ich versteh' Sie nicht./

BEWUNDERER: Haben Sie das Verstehen nie bis zur Religion getrieben?

Friedrich Schlegel und seine Frau waren die einzigen eminenten Konvertiten dieser Gruppe, und ihre Konversion geschah nicht aus dem Geist von Jena, sondern im Bruch mit ihm – und entsprechend heftig waren die Reaktionen der Freunde. Übrigens zögerte Dorothea lange, ob sie nicht lieber vom jüdischen zum protestantischen Glauben übertreten wolle. So schreibt sie im November 1802 an Schleiermacher, sie finde „das protestantische Christentum doch reiner und dem katholischen weit vorzuziehen“²⁹. Tatsächlich wurde Friedrichs und Dorotheas Ehe am 6. April zunächst protestantisch getraut. Die spätere, eine Weile geheimehaltene Konversion beider zum Katholizismus (am 16. April 1808 unter dem Mutter-Gottes-Altar im Kölner Dom) erregte, wie Sulpiz Boisserée schrieb, „das widerwärtigste Ärgernis“, da man sie im Blick auf Schlegel Anstellung im katholisch-reaktionären Wien Metternichs als opportunistische Anbiederung auslegte.³⁰ Vor der Familie, etwa dem Superintendenten Karl Schlegel, verleugnete es Schlegel gar. Als es offenbar wurde, mochte Schlegels alte Mutter, Repräsentantin einer der angesehensten protestantischen Pastorenfamilien, das Geschehnis als einen „entsetzliche[n] Vorgang“ empfinden, wie Dorothea selbst formuliert.³¹ Bei der geliebten Schwe-

²⁹ Das Zitat fährt fort: „Im Herzen bin ich ganz, soviel ich aus der Bibel verstehen kann, Protestantin; das öffentliche Bekenntnis davon halte ich nach meinem Glauben gar nicht für nötig, denn sogar in diesem öffentlichen Bekenntnis liegt nur eine katholische Ostentation, Herrschsucht und Eitelkeit“ (KA VIII, CXVIII). – Die Umstände der Konversion und die Reaktion der Zeitgenossen darauf sind ausführlich ausgebreitet in Ernst Behlers Einleitung zu KA VIII („Studien zur Philosophie und Theologie“), CXVII-CXXX.

³⁰ Vgl. *Krisenjahre* III, 317; KA VIII, CXXV.

³¹ *Krisenjahre* I, 563. Zur Familiengeschichte der Schlegels vgl. A. Russel Slagle, *The Slagle Family in America descended from the Schlegel von Gottleben Family in Germany*, Baltimore 1967.

ster, Charlotte Ernst, bei seinem Bruder Wilhelm und bei Schleiermacher bewirkt die Nachricht einen schweren Schock und noch größeres Befremden.³² Goethe nennt es im Brief an den Grafen Karl Reinhard (vom 22. Juni 1808) ein höchst merkwürdiges Zeichen der Zeit, „daß im höchsten Lichte der Vernunft, des Verstandes, der Weltübersicht ein vorzügliches und höchstausgebildetes Talent verleitet wird, sich zu verhüllen.“³³ Auch Friedrichs spätere Entwicklung wurde vom heftigen Protest seines Bruders Wilhelm und Tiecks begleitet. Selbst die Pietät, die Friedrich Schlegels unversehener Tod durch Schlagfluß bei seinem Besuch in Dresden im Herbst 1828 erforderte, hinderte Tieck in seinem Kondolenzschreiben an Wilhelm nicht an folgender Klage:

So wie ehemals in der Philosophie, war er jetzt Dicator im Christenthum, und zwar in einem solchen, daß weder ich noch Du, oder Solger und Raumer, oder wer es sei, der ihm widersprach, auch nur die kleinste Ahndung vom Christenthum hatten. Apokalypse, jüngster Tag, Magnetismus, Prophezeien, das ging alles so wunderlich durcheinander, daß nicht allein ich, sondern auch andre Freunde, denen er sich mehr als billig entdeckte, oft eine Verstandeszerrüttung zu erkennen glaubten. Mit solcher kühlen Sicherheit sprach er von Dingen, die uns als Aberwitz erschienen. – Welch ein Genius hat sich zerstört!³⁴

Was Schelling und Tieck³⁵ selbst betrifft, die rechte Protestanten waren und blieben, hat Heine die Konversion zu Unrecht nur be-

³² KA VIII, CXXVII.

³³ *Gedenkausgabe*, Bd. 19, 543.

³⁴ Brief vom 15. November 1828 (in: Edgar Lohner, Hg., *Tieck und die Brüder Schlegel. Briefe*, München 1972, 191).

³⁵ Freilich konvertierte Tiecks Frau Amalie zum Katholizismus und erzog auch ihre Töchter im katholischen Glauben – aber das war auch ein Ausdruck wachsender ehelicher Entfremdung. Tieck hat in den Jahren einer tiefen Lebenskrise (etwa zwischen 1800 und 1806), von der z. B. in seinem Brief an Friedrich Schlegel vom 16. Dez. 1803 die Rede ist, selbst eine solche Konversion erwogen, aber nicht nur nicht vollzogen, sondern sich später schroff gegen den Katholizismus (wie übrigens auch gegen den Lukasbund und die Nazarener) erklärt. Vgl. Roger Paulin, *Ludwig Tieck* (Sammlung Metzler, Bd. 185), Stuttgart 1987, 59 f. und derselbe, *Ludwig Tieck. Eine literarische Biographie*, München 1988, 125 f.; vgl. 36 ff.; 72 ff.; 82 f.; 93 ff.; 111 ff.; 156,; 179,; 187 (mit Anm. 134, S. 334.); 257; 270,; 301,; Zur Zerstreung der „Behauptung, Tieck sei zur katholischen Kirche übergetreten“, vgl. die zahlreichen Dokumente, die Rudolf Köpke im Anhang von *Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen*, II Bde., Leipzig 1855, II, 283 f. veröffentlicht hat; ferner *Ludwig Tieck. Erinnerungen eines alten Freundes aus den Jahren 1825-1841*, von Hermann Freiherrn von Friesen, 2 Bde., Wien 1871, II, 151-184 : „Genoveva (Mystik, katholisirende Richtung)“.

hauptet. Nach der bischöflichen Bedrohung seiner Würzburger Hörer mit der Strafe der Exkommunikation und dem Verbot der Lehre seiner Philosophie in Lyceen und Gymnasien³⁶ sollte Schelling auch in München vor der katholischen Kongregation keine Ruhe haben. Einer der Gründe für seine Neigung, den späten Ruf nach Berlin anzunehmen, war geradezu, den ständigen Behinderungen seiner Lehrfreiheit und den Sticheleien gegen seine Heterodoxie zu entkommen. „Alles, was mich umgibt“, schrieb er bereits am 29. 11. 1834, „trägt dazu bei, mir den Abschied von München und den wissenschaftlichen Anstalten Bayerns zu erleichtern.“³⁷ Seit 1838 war, unter dem ultramontanen Kultusministerium Abel, die Religionstoleranz gegen Protestanten weitgehend aufgehoben und ein staatlich rigide überwacht Verbot ausgesprochen worden, im philosophischen Fach religionsphilosophische Vorlesungen zu halten.³⁸ – Was Tieck betrifft: Gemäßigt hat er später und vielfach modifiziert, nie aber widerrufen den Ausdruck seiner ersten Eindrücke des katholischen Kults, wie er – der Berliner – ihn zuerst im Fränkischen kennenlernte. In dem langen Reisebericht, den er seiner Schwester am 2. Mai 1793 aus Erlangen schickt (und der übrigens von antiaristokratischen Bekenntnissen, Sympathie für die französischen Revolutionstruppen und Begeisterung für den „herrlichen Demokraten“ Reinhold überfließt) findet sich folgende denkwürdige Passage, die Religion überhaupt mit den systemerhaltenden Kräften assoziiert:

Wir gingen in eine andre kathol.[ische] Kirche, wo eben der Gottesdienst (ein abscheuliches Wort!) geschlossen ward, es erregte sonderbare Empfindungen, eine Menge armseeliger zu sehn, die aus Gewohnheit, aus Meinung (mir fehlen die Worte, selbst b l i n d e r I n s t i n k t ist hier wirklich noch zu viel) nach Maschinenart ihren Körper und Glieder wie am Draht zu leeren Ceremonien zogen, und doch scheint es mir wieder so schwer ganz genau die Gränze zwischen der bedeutungslosen und bedeutenden Ceremonie zu finden, – die kathol.[ische] hat wirklich so viel schönes, seelenerhebendes, – sie könnte auch auf g e b i l d e t e Geister noch immer viel wirken, – aber izt schlägt sie (wie unsre ganze Religion) alle Seelenkräfte, alle Erhabenheit nieder, gewöhnt zur Knechtschaft und ist die hassenswürdige Dienerinn des Despotismus unsrer Verfassungen,

³⁶ Vgl. die Quellen in: Manfred Frank, *Heine und Schelling*, in: *Der unendliche Mangel an Sein*, 2., stark erweiterte und überarbeitete Auflage, München: Fink, 1992, 375 ff.

³⁷ *Aus Schellings leben. In Briefen*, hg. von Gustav Plitt, Leipzig 1869/70, III, 101.

³⁸ Vgl. meine Einleitung zu Schelling, *Philosophie der Offenbarung 1841/42*, 3. neu durchges. und korrigierte Aufl. Frankfurt/M. 1993, 12 f.

durch sie ist die Menschheit mit gesunken, statt daß sie sich durch den [sic!] großen Ideal der reinen Christusbildung erheben sollen.³⁹

Man vergißt oft, daß die *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders* (von 1797) weniger das katholische Franken als das protestantische Nürnberg verherrlichen und übrigens im VIII. Kapitel des Ersten Abschnitts „Ein paar Worte über Billigkeit, Mäßigkeit und Toleranz“ enthalten, die mit einem religiösen Fundamentalismus wie dem Papsttum ganz unvereinbar sind. Der Autor des größeren Teiles dieser Schrift, Wilhelm Heinrich Wackenroder, war zudem zeitlebens (freilich starb er schon mit 25 Jahren) ein glühender Anhänger der Französischen Revolution. Und wenige Leser trauen seiner mimosenhaften Zartheit Äußerungen wie die folgende zu:

Die Hinrichtung des Königs von Frankreich hat ganz Berlin von der Sache der Franzosen zurückgeschreckt; aber mich gerade nicht. Über ihre Sache denke ich wie sonst (an Tieck, 5. März 1793).

Ebenso Wackenroders und Tiecks Schul- und Studienkamerad und lebenslanger Gefährte, ja Mäzen Wilhelm von Burgsdorff, der sich übrigens, nicht zufrieden, Gleichheit nur zu predigen, im Frühling 1793 nach Straßburg aufgemacht hatte, um den großen politischen Wandel mit eigenen Augen zu sehen, ja sich ihm anzuschließen.⁴⁰

Auch die Tübinger Stifter hatten kein Erbarmen mit dem guillotinierten König und der Königin,⁴¹ geschweige Reinholds Schüler wie der Baron von Herbert, Johann Benjamin Erhard oder

³⁹ Tiecks *Reise von Berlin nach Erlangen 1793, von ihm selbst erzählt*. Mitgeteilt von Gottlob Klee, in: *Forschungen zur deutschen Philologie*. Festgabe für R. Hildebrand, Leipzig 1894, 180-188, hier: 186.

⁴⁰ Das hätte ihn fast den Kopf gekostet, denn er wurde beim Versuch, sich den Passierschein fürs französische Gebiet zu besorgen, als Spion und Emigré verdächtigt und wegen seines Adelstitels vom General Custine (für den gleichzeitig Caroline Michaelis-Böhmer in Mainz schwärmte) persönlich und peinlich verhört, ja er mußte durch den alle Adligen treffenden Spießrutenlauf, den die Rufe nach der Guillotine oder „A la lanterne“ begleiteten. Aus der Feste in Belfort konnte ihn nur sein Freund Tieck befreien, der es fertigbachte, von Erlangen aus den preußischen Gesandten in Den Haag über Burgsdorffs Notlage zu unterrichten. „Endlich befreit, kehrte er [Burgsdorff] nach Erlangen zurück, ein ebenso feuriger Revolutionär wie zuvor. General Custine war inzwischen der Guillotine zum Opfer gefallen“ (Roger Paulin, *Ludwig Tieck. Eine literarische Biographie*, München 1988, 39).

⁴¹ Vgl. *Materialien zu Schellings philosophischen Anfängen*, hg. von Manfred Frank und Gerhard Kurz, Frankfurt/M. 1975, (hinfür zit.: *Mat.*), 175 f.

Friedrich Carl Forberg, alle drei Freunde des Novalis aus der gemeinsamen Studienzeit in Jena bei Reinhold. Forberg schreibt in seinem *Lebenslauf eines Verschollenen*⁴²: „Hinrichtung des Königs und der Königin war zu jener Zeit ein Gedanke,/ der niemand empörte.“ In diesem Kreise freilich herrschte entschieden jakobinisches Engagement. Man hat darin einen Unterschied zur Einstellung der Frühromantiker sehen wollen. Aber wenn wir die Briefwechsel der Genannten über die Zeit verfolgen, müssen wir uns davon überzeugen, daß Forberg und besonders Erhard im Alter ebenso resigniert, ja verzweifelt und konservativ wurden wie einige gewesene Frühromantiker. Es ist eben schwer, eine große Utopie zu überleben, keinerlei Aussicht auf Veränderung zum Besseren in den bestehenden Zeitumständen zu erkennen und sich den Funken des Widerstandes dauernd im Herzen zu bewahren. (Bietet uns nicht die bundesrepublikanische Wirklichkeit die beste Anschauung für diesen verzweifelten Zustand?)

Doch zurück zu Tieck: Nach seinem Besuch in Rom und der ausdauernden Arbeit an mittelalterlichen Manuskripten in der Vatikanischen Bibliothek (1805) sagt Tieck zu Johann Heinrich Voß in Heidelberg:

Mein Hauptzweck war Forschung der römisch-katholischen Religion; sie s c h i e n mir ein fast erstorbener Baum, aus dessen Wurzel jedoch, wenn sie gepflegt würde, ein neuer Baum steigen könnte, mit ursprünglicher Kraft; ich h a b e g e f o r s c h t, und faul war die Wurzel bis zu den äußersten Fäserchen.⁴³

In den tagebuchartigen Notizen von 1805, die er aus gutem Grund viel später erst unter dem Titel *Reisegedichte eines Kranken* pu-

⁴² Hildrizhausen u. Meiningen 1840, 40 f.

⁴³ Rudolf Köpke, *Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen*, Leipzig 1855, Bd. II, 283 (nach des Anti-Katholiken Voß eigenem Zeugnis aus der Schrift *Bestätigung der Stolberg'schen Umtriebe*, 113). Vgl. Köpke Bd. I, 328 u. und Bd. II, 142: „Sein Standpunkt konnte kein anderer sein, als der evangelischer Freiheit, darum erhob er sich über den confessionellen Kampf. Allein aus einer echt protestantischen Ueberzeugung ging früher seine Anerkennung des Catholicismus hervor, welche ihm so oft die Anklage, daß er ein heimlicher Katholik sei, zugezogen hatte. Nichts war unwahrer, Geistige Freiheit und Selbstbestimmung vertheidigte er zu allen Zeiten, und vor allem im Heiligthum religiöser Ueberzeugung und des Glaubens. Die Herrschaft und amtliche Bevormundung durch Priester, die Verketterung und Verfolgungssucht war ihm als beschränkt und unchristlich in allen Gestalten zuwider. Das Höchste sah er in der christlichen Duldung, welche allein den Zwiespalt des Lebens thatsächlich auszugleichen vermag.“

bliziert, schildert er (in *Erster Anblick von Rom*) das erste Erlebnis der kalten, weltlichen Pracht des Vatikan als tränentreibende Enttäuschung eines dem Katholizismus schwärmerisch zugetanen Protestanten. In *Politik* „verwünscht“ er zwar „die dreifarbigte Fahne der Weltbeherrscher“, der er beim täglichen Gang zur Vatikanischen Bibliothek sehen muß. Das geht zwar gegen den napoleonischen Imperialismus, aber wie der Kontext zeigt, profitiert nicht der Papst von diesem Wutausbruch. Zu diesem Eindruck stimmt ein spätes Brief-Bekenntnis, das von der Anwanderung erzählt, die er empfand beim Anblick des weltlichen Treibens im Vatikan und des sichtbaren Niedergangs seiner geistlichen Glaubwürdigkeit. Später, vom *Aufbruch in den Cevennen* bis in den *Hexen-Sabbath*, verfolgt Tieck „die große Blutwunde der ganzen Welt“⁴⁴, den religiösen und politischen Fanatismus aller Couleure.⁴⁵ Altersbitter und urteilsblind warf er ihn bei der 48er Revolution⁴⁶ beiden Parteien vor: erst den Revolutionären, dann aber mit einer vielleicht noch gereizteren Stimme der nachfolgenden „übertriebene[n] Reaction und de[m] Ultramontanismus“,⁴⁷ übr-

⁴⁴ Ludwig Tieck's *Schriften*, Berlin 1828-54, Bd. 26, 106.

⁴⁵ Auch von der protestantischen Seite, wie gerade *Der Aufbruch in den Cevennen*, aber auch die spätere Gesprächsäußerung gegenüber Köpke (II, 171) bezeugen: „Im religiösen Leben habe ich die sonderbarsten Erfahrungen gemacht. Es sind mir damals und auch später einseitige Eiferer vorgekommen, die, kann man wol sagen, voller protestantischen Aberglaubens und Fanatismus waren. Sie konnten von der katholischen Kirche nicht sprechen hören, ohne darauf zu schelten, und sie in ihren Reden zu verfolgen. Umsonst versuchte ich sie zu einer billigen und gerechtern Denkweise zu führen, und konnte ihnen kaum begreiflich machen, daß es doch wenigstens Anerkennung verdiene, daß der Katholicismus sich mit den Künste verbunden, und sie lange Zeit gepflegt und entwickelt habe. Dann plötzlich schlugen diese Leute um, wurden selbst katholisch, gingen weit über alles hinaus, was ich ihnen früher gesagt hatte, wollten mich bekehren, und verfolgten nun mit noch größerem Fanatismus alles was protestantisch hieß.“

⁴⁶ während der vor seinen Fenstern in der Friedrichstraße (in der Nacht vom 18. auf 19. März) Barrikaden errichtet wurden. Vgl. seinen Brief an Ida von Lüttichau vom 16. Juli 1848, in: *Ludwig Tieck und Ida von Lüttichau in ihren Briefen*. Texte hg. und erklärt von Otto Fiebiger, Dresden 1937, 29,2.

⁴⁷ „Eigentlich ist es nirgend erfreulich, wohin man die Blicke wendet; alles geht einer allgemeinen Auflösung entgegen, und es ist keine unglaubliche Prophezeiung, wenn man einen nahen 30jährigen Krieg fürchtet. So weit hat es die übertriebene/ Reaction und der Ultramontanismus gebracht! Staatsmänner könnte man jetzt für Geldpräminien aufsuchen lassen“ (I. c., 37 f.) Freilich tat die offene Parteinahme seiner Gefährten Friedrich von Raumer und Eduard von Bülow für die Revolution der Freundschaft keinen Abbruch; Tieck gab Raumer sogar Recht in seiner „wackre[n] und unschuldige[n] Rede“ über Friedrich II.

gens auch ihrer Hinwendung zu einer streng dogmatischen und monarchistischen Kirche.

Was Sie mir neulich von den Neu-Katholiken⁴⁸ geschrieben ist sehr wahr. Und doch wünsche ich dieser Secte den besten Fortgang, um nur jenen schändlichen Uebergriffen despotisch-fanatischer Hierarchie und der Pfaffenherrschaft ein Gegengewicht zu setzen. Leider findet der Jesuitismus bei allen Herrschern, auch den protestantischen Vorschub, weil die alte Täuschung, daß diese Lüge die Legitimität fördere, wieder aufgewacht ist, da die Geschichte, die freilich für Herrscher nicht geschrieben ist, so klar das Gegentheil lehrt. Wir gehn einem Religions- und Bürgerkriege entgegen, wenn das Schicksal nicht, und Gott persönlich die so leicht getäuschten Deutschen noch einmal durch unvorhergesehene Begebenheiten erretten.⁴⁹

Die „Frommen“ werden ihm immer mehr „verdächtig und zweifelhaft“, der Glaube „verliehrt [...] seine Wirklichkeit“⁵⁰. Tieck klagt über die „leere Etikette“ „bei Hofe“, das auf ‚Langeweile und Nichtigkeit‘ gestützte Gefälle zwischen „den Herrschaften und uns Nicht-Herrschaften“.⁵¹ Und in der „wahre[n] Trostlosigkeit“ seiner Alterseinsamkeit zeichnet er folgende katastrophische Aussicht auf die soziale Zukunft Europas:

So wie die Naturforschung gedeiht und sich immer mehr entwickelt, wie Maschinen und Fabriken sich immer mehr ausbilden, Telegraphen bis zum Märchenhaften überhand nehmen, Feste und Lustbarkeit, Gesang und Virtuosität sich immer mehr ausbreiten, so wächst gegenüber Barbarei, Armuth, nothwendige und doch [...] unzulängliche Armenvereine,

mit ihrem Preis der Religions- und Gedankenfreiheit, die den König verdroß und Raumers Ausschluß aus der Akademie nach sich zog. „Wohin“, fragt er, „kommen wir auf diesem Wege? Raumer ist wie immer brav, tapfer, redlich, so daß ich diesen Freund in seiner ächten Männlichkeit immer mehr verehren muß. Aber die Akademiciens. — Ein Berliner Witz: Aca — Demi Chiens! Nicht unpassend. Das wollen Gelehrte sein, eine edle Corporation!“ (Berlin, den 14en März 1847 [22., vgl. 25., 52 f.). Als Raumer ins Paulskirchenparlament zieht, wünscht Tieck ihm Erfolg („ich hoffe mit Nutzen“ [Potsdam, den 16. Juli 1848, 29,2]).

⁴⁸ Fiebiger kommentiert: „Eine deutsch-katholische Gemeinde, ein Glied der von dem abgesetzten schlesischen Priester Johannes Ronge ins Leben gerufenen deutsch-katholischen Kirche, hatte sich am 15. Februar 1845 auch in Dresden gebildet. [...] Papst Pius VII. hatte durch das Breve vom 7. August 1814 die Wiederherstellung des Jesuitenordens verfügt. Er hatte eine gewaltige Machtsteigerung des Ordens zu Folge“ (l.c., 50, Anm. 39).

⁴⁹ An Ida von Lüttichau am 14. Mai 1846 (l. c., 19).

⁵⁰ Brief vom 9. September 1849, l.c., 30 u. Vgl. Brief vom 10. November 1852 (l.c., 38).

⁵¹ Brief vom 16. Juli 1848 (l.c., 29,5).

so entstehen für den Staat unendliche Ausgaben [sic!] und unzulängliche, sich widersprechende Ausgaben und Bedürfnisse, so daß ich mich in meiner kranken Einsamkeit oft fragen muß, wohin denn alle diese Uebelstände, die Noth, Unvernunft, Verschwendung und Geiz künftig einmal führen soll. Es wird in Europa ein so trostloser Zustand eintreten, wie er in Asien war und die gesegneten Länder dort verwüstete und Menschen arm machte.⁵²

Der herrenhutisch erzogene Novalis dachte im Traum nicht daran, seine Religion zu wechseln. Und Brentano war immer schon katholisch und ist es geblieben. Enzensberger hat ihn bündig als „politisch unzurechnungsfähig“ bezeichnet – auch da ist keine Entwicklung im Laufe seines Lebens zu beobachten. Und schließlich gehört er nicht zur Frühromantik. – Die herrliche Caroline hat sich bewußt 1792 der Mainzer Republik (und ihrem Führer, dem verehrten Georg Forster) angeschlossen und dafür, schwanger von einem geliebten und nie verleugneten französischen Revolutionsoffizier, Neffen eines Jakobiners, der 1800 von den preußischen Truppen getötet wurde, in der Festung Königstein, dann in Kronburg im Taunus unter demütigendsten Umständen büßen müssen. Anders als andere kurzfristig Begeisterte hat sie neben den politischen Aspekten auch die sozialen Motive der Revolution fest im Auge – das unterscheidet sie von fast allen deutschen Romantikern (außer von Schleiermacher und Bettine). An ihren Freund Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, der voller Vorurteile über die Mainzer Republik ist, schreibt sie am 27. Oktober und am 17. Dezember 1792 aus Mainz:

⁵² An Ida von Lüttichau vom 3. Februar 1853, l.c., 39. Die Briefäußerung ist ein spätes Echo zu der pessimistischen Prophezeiung des alten Grubenbesitzers in Tiecks Novelle *Der Alte vom Berge*: „Das Ungeheuer der Kapitalvermehrung verschlingt und zehrt immerdar, unersättlich, nagt und knirscht am Gebeine Verschmachteteter und säuft ihre Thränen. Daß in London und Paris vor dem Pallast, in welchem ein Gastmahl tausend Goldstücke kostet, ein Armer verhungert, der mit dem hundertsten Theil eines Goldstückes gerettet wäre; daß Familien in wilder Verzeiflung untergehen, Selbstmord und Raserei im Zimmer, und zwei Schritt davon entfernt Spieler im Golde wüthen, daß jeder kaltblütig genug meint, es müsse so, es könne nicht anders seyn. Wie nähren die Staaten dieses Geldungeheuer auf, und richten es zum Wüthen ab. In manchen Gegenden kann nur noch oben das Geld wachsen, indem es unten die Armen noch mehr verarmt, bis denn der Verlauf der Zeit das trübselige Exempel einmal ausrechnen und das schreckliche Facit mit blutiger Feder durchstreichen wird.“ (*Schriften* 24, 176; vgl. 153, 175 f., 188)

Zu Tiecks Anklage der „himmelschreienden Übelstände“, die die politische Reaktion keineswegs zu beheben geeignet sei, vgl. auch Klaus Günzel, *König der Romantik. Das Leben des Dichters Ludwig Tieck in Briefen, Selbstzeugnissen und Berichten*, Berlin 1981, 439.

„Nach dem Frieden sprechen wir uns wieder“, heist das, ich soll Ihnen nicht schreiben, so lange wir [die Mainzer Republikaner] en état de guerre sind? So gehorch ich nicht – ich *will* schreiben – so wie ichs einrichte, können Sie keinen Nachtheil davon haben – und haben also Vortheil davon. Daß Sie uns en horreur haben, konnt ich vermuthen. Wer gibt aber Dir Pillgrim im Jammerthale das Recht zu spotten? *Sie* sind unter jedem Himmelsstrich frey, unter keinem glücklich. Allein können Sie im Ernst darüber lachen, wenn der arme Bauer, der drey Tage von viere für seine Herrschaften den Schweiß seines Angesichts vergießt, und es am Abend mit Unwillen trocknet, fühlt, ihm könnte, ihm solte beßer seyn? Von diesem einfachen Gesichtspunkt gehn wir aus.

Ich kan Ihnen Forsters Betragen nicht genug rühmen – noch ist er bey keinem der Insitute – er macht seinen bisherigen Gesinnungen Ehre, und wird vielleicht mit der Zeit den Ausschlag zu ihrem Vortheil geben. Der Mittelstand wünscht freilich das Joch abzuschütteln – dem Bürger ist noch wohl, wenn ers nicht auf dem Nacken fühlt. Wie weit hat er noch bis zu dem Grad von Kenntniß und Selbstgefühl des geringsten sansculotte draußen im Lager.⁵³

Nie hat sie ihr Engagement für Selbstdenken, Aufklärung und Menschenrechte zurückgenommen. Und selbst als Schellings Frau hat sie nicht nur ironische Distanz zu allen neureligiösen Aufgeregtheiten bewahrt, sondern eine Position vertreten, die eher als Atheismus zu charakterisieren wäre. Leidenschaftlich stellt sie sich hinter Fichte, als dieser mit Goethes Billigung wegen Atheismus von der Universität Jena entfernt wurde. „Sehr schlimm“ sei das, schreibt sie am 24. April 1799 an Louise Gotter,

für alle Freunde eines ehrlichen und freymüthigen Betragens. Wie Du von der ersten Anklage, die von einem bigotten Fürsten und seinen theils catholischen theils herrenhuttischen Rathgebern herrührte, zu denken hast, wirst Du ungefähr einsehn. [...] Alle Hofediener, alle die Professoren, die Fichte überglänzt hat – er hatte 400 Zuhörer in dem lezten Winter – schreyen nun über seine Dreistigkeit, seine Unbesonnenheit. Er wird verlassen, gemieden.⁵⁴

Überaus verwickelt ist die Entwicklung Friedrich Schlegels unter Metternich. Früher hatte er zusammen mit Fichte und Erhard auf einer Proskriptionsliste des preußischen Innenministeriums gegen gefährliche Jakobiner figurirt und in seinem *Republikanismus-*

⁵³ Caroline Schlegel-Schelling, „*Lieber Freund, ich komme weit her schon an diesem frühen Morgen.*“ *Briefe*, hg. und mit einem Essay eingeleitet von Sigrid Damm, Darmstadt: Luchterhand, 4. erweiterte und bearbeitete Auflage 1988, 154 und 152.

⁵⁴ L. c., 219 f.

Essay das Stimmrecht für Frauen gefordert (KA VII, 17). Altständisch-reaktionäre Optionen stehen nun neben Plädoyers für die Emanzipation der Juden, die nur in einem ökonomisch und politisch liberalen Staat denkbar wäre – und das betont Schlegel selbst (KA VII, 470-482). Den Nazi-Germanisten war Friedrich Schlegel nicht etwa nur kein Vorbild, sondern ein Greuel: der Archetyp des freischwebenden und zersetzenden Intellektuellen (als den ihn auch ein Emil Staiger noch gelegentlich in seinem *Schiller*-Buch⁵⁵ zeichnet). Seine Ehe mit einer Jüdin und sein enthusiastischer Verkehr in jüdischen Salons, z. B. bei Rahel Levin und Henriette Herz, wurden aber nicht nur ihm, sondern der ganzen Jenenser Frühromantik angekreidet. Nicht Geist-Feindschaft, sondern Weltbürgertum und Universalismus, Antimilitarismus (besonders bei Tieck)⁵⁶, Ironie und Unernst, Nest- und Vaterlandsbeschmutzung, überhaupt: zersetzende Gesinnung, dies unter den ungebildeten Verächtern des Geistes gängige Epitheton des jüdischen Geistes: das waren die Vorwürfe, die die Nazi-Germanistik an die Mitglieder des Jenaer Kreises richtete. Um sich vom Stereotyp der Frühromantik-Nazismus-Assoziation zu befreien, ist nichts nützlicher als die Lektüre folgender beider Artikel aus der ideologischen Hauspostille, dem Zentralorgan der Nazigermanistik, der *Zeitschrift für Deutschkunde* (die Titel allein sprechen für sich): Josef Veldtrup, *Friedrich Schlegel und die jüdische Geistigkeit*, 52 (1938), H. 7, 401-414, und Walther Linden, *Umwertung der deutschen Romantik*, 47 (1933), H. 2, 65-91. Es lohnt sich sogar, sich mit dem Ungeist dieser In-Bausch-und-Bogen-Verdammung gerade Tiecks und Friedrich Schlegels durch eine einzelne Probe des Wortlauts vertraut zu machen:

Erkannten wir Einflüsse jüdischer Art in der Schlegelschen Tendenz zur Entgrenzung, zur weichlichen Verwischung der Schranken, die wesensnotwendig zwischen den einzelnen Bezirken der Poesie und des Lebens sich erheben, so dürfte auch in jenem Kernbegriff seiner Lehre die Frage nach

⁵⁵ Emil Staiger, *Friedrich Schiller*, Zürich 1967, 58: „Damit leitet er [Fr. Schlegel] jenen übertriebenen Kult des Individuellen ein, der heute noch üblich ist und dazu führt, daß alle Kunst überhaupt nur als Ausdruck subjektiven, weiter nicht verbindlichen Daseins gilt. Je aparter, desto besser! So lautet, in metaphysischer Verbrämung, der frühromantische Rat, den, freilich ohne jede Metaphysik, so viele Dichter auch in unserm Jahrhundert, nachzuleben bemüht sind.“

⁵⁶ Vgl. z. B. meine Kommentare zum *Gestiefelten Kater*, zur *Verkehrten Welt* und zum *Däumchen*, in: Ludwig Tieck, *Phantasmus*, hg. von Manfred Frank, Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1985, 1391 ff., 1400 f., 1435 f., 1463 ff., 1470 ff.

jüdischem Einfluß nicht von der Hand zu weisen sein, den Schlegel immer wieder theoretisch umschrieben und als *conditio sine qua non* der Dichtung bezeichnet hat, der romantischen Ironie. Wenn M. Joachimi betont, daß für die auflösende Natur der Ironie sich kein Beleg finde, so liegt das wohl nur daran, daß Schlegel sich über den Begriff der Ironie immer nur theoretisch geäußert hat, daß er nie in die Verlegenheit gekommen ist, an einem eigenen dichterischen Werk zu veranschaulichen, was Ironie ist und wie sie sich in der Dichtung auswirkt. Tatsache ist jedenfalls, daß bei Brentano und Tieck, die sie in der Dichtung praktisch angewandt haben, ihre Wirkung auflösend gewesen ist. Nicht umsonst ist sie später von H. Heine als ein ihm gemäßes Prinzip aufgenommen und kultiviert worden.⁵⁷

Schwierig ist auch das Urteil zu begründen über Schellings, des früheren Tübinger Freiheitsbaum-Pflanzers und Marseillaise-Übersetzers, Münchener und Berliner reaktionäre Option. Schelling hatte bei seinen Berufungsverhandlungen als Bedingung gefordert, daß die *Halleschen Jahrbücher* – das Organ der Linken in Deutschland – von der Zensur verschont werden müßten.⁵⁸ Schelling nannte die Gruppe um Baader, Döllinger und Görres eine „ultramontane Fraktion“, sprach von ihren „falschen Grundsätzen“ und tritt Heines Unterstellungen mit den Worten entgegen, er habe mit jener „bis zum Wahnsinn fanatischen Partei“ nichts zu schaffen – wer anderes behaupte, sei „entweder schwachsinnig oder im höchstmöglichen Grade unaufrichtig“. Baader denunzierte Schelling in Regierungskreisen wegen seiner „geist- und ruchtlose[n] Neologie“;⁵⁹ und während seiner Würzburger Zeit hatte (wie gesagt) die Strafe der Exkommunikation auf den Besuch seiner Vorlesungen gestanden.⁶⁰ Noch früher, im Tübinger Stift und unter dem Einfluß des Repententen Immanuel Carl Diez, hatte

⁵⁷ Veldtrup, l.c., 409.

⁵⁸ Vgl. dazu meine Einleitung zu Schelling, *Philosophie der Offenbarung* 1841/42, Frankfurt/M. 1977, neu durchgesehen und korrigiert ³1993, 9 ff., hier 12 und 21. Ruge fand ihn „überhaupt politisch und religiös freisinnig“ (l. c.); und der französische Frühsozialist Pierre Leroux sang revolutionär-spekulative Hymnen auf seine Berliner Auftritt (l. c., 24 ff.).

⁵⁹ Vgl. meine diese und andere Belege versammelnden und im Zusammenhang interpretierenden Aufsatz *Heine und Schelling*, in: *Internationaler Heine-Kongreß* 1972, Hamburg 1973, 281-306, hier: 292-4; wiederabgedruckt in: Manfred Frank, *Der unendliche Mangel an Sein. Schellings Hegelkritik und die Anfänge der Marxschen Dialektik*, 2., stark erweiterte und überarbeitete Auflage 1992., 361-395, hier: 377-80.

⁶⁰ Über diese Verhältnisse informiert erschöpfend Horst Fuhrmans (in: Ders., *F. W. J. Schelling. Briefe und Dokumente*, Bd I: 1775-1809, Bonn 1962, 291 ff.; vgl. *Aus Schellings Leben. In Briefen*, hg. von G. L. Plitt, 3 Bde, 1869/70, II, 9).

Schelling das „Priesterthum, das neuerdings Vernunft heuchelt“, verurteilt.⁶¹ Er meinte die scheinheiligen Theologen im Stift, die Kant als Aufklärer und „Alleszermalmer“ so lange unterdrückt, ja verboten hatte, bis dieser angeblich in der zweiten *Kritik* durch einen praktischen Gottesbeweis sich wieder salonfähig gemacht hätte. Noch 1800, in dem Knittelversgedicht *Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens*, hat sich Schelling vom frömmelnden Liebäugeln mit Mittelalter und Religion, besonders bei Novalis, herb abgesetzt:

Drum hab' ich aller Religion entsagt,
Keine mir jetzt mehr behagt,
Geh weder zur Kirche noch zur Predigt,
Bin alles Glaubens rein erledigt.^{61a}

Der *Heinz Widerporst* muß auch als Einspruch gegen das ästhetische Katholisieren betrachtet werden,⁶² wie gerade des Novalis „Aufsatz über Katholicismus“⁶³ es – gewiß spielerisch – durchprobiert hatte. Daß den Novalis selbst sein Geist des ironischen Widerspruchs nicht verlassen hatte, zeigt sich daran, daß er den *Heinz Widerporst* mit Heiterkeit aufnahm und gar nichts gegen die Idee Schlegels hatte, ihn zusammen mit der *Europa*-Rede, gleichsam als deren Gegengift und aus „Philironie“, abzudrucken.⁶⁴ Friedrich Schlegel berichtet (in seinem Brief an Schleiermacher vom 16. November 1799), daß Schelling nach dem Vortrag der *Rede*, wie Novalis sie auch nannte, „einen neuen Anfall von sei-

⁶¹ *Mat.*, siehe Anm. 41 111; vgl. 118.

^{61a} L. e., 148.

⁶² Obwohl das Gedicht gerade auch die Sinnenfreudigkeit des Katholizismus rühmt, natürlich in ironischer Kontrafaktur zu des Novalis' Mittelalter-Preis: „Meine einzig Religion ist die,/ Daß ich liebe ein schönes Kniern,/ Volle Brust und schlanke Hüften,/ Dazu Blumen mit süßen Düften,/ Aller Lust volle Nahrung,/ Aller Liebe süße Gewährung./ Drum sollt's eine Religion noch geben,/ (Ob ich schon kann ohne solche leben)/ Könnte mir von den andren allen/ Nur die katholische gefallen,/ Wie sie war in den alten Zeiten,/ Da es gab nicht Zanken noch Streiten,/ Waren alle ein Mus und Kuchen,/ Tätens nicht in der Ferne suchen,/ Tätens nicht nach dem Himmel gaffen,/ Hatten von Gott 'n lebend'gen Affen,/ Hielten die Erde fürs Zentrum der Welt,/ Zum Zentrum der Erde Rom bestellt,/ Darin der Statthalter residiert,/ Und der Weltteile Szepter führt,/ Und lebten die Laien und die Pfaffen/ Zusammen wie im Land der Schlaffaffen./ Dazu sie im hohen Himmelhaus/ Selber lebten in Saus und Braus,/ War ein täglich Hochzeit halten/ Zwischen der Jungfrau und dem Alten;/ Dazu das Weib das Haus regiert/ Und wie hier unten Herrschaft führt“ (*Mat.* 147).

⁶³ So Friedrich Schlegel Anfang Oktober 1799 an Schleiermacher. Vgl. *NS* III, 498.

⁶⁴ Vgl. Richard Samuels Einleitung zu *Christenheit oder Europa* in *NS* III, 497 ff.

nem alten Enthusiasmus für die Irreligion“ bekommen habe, worin ihn Schlegel auch „aus allen Kräften“ unterstützt habe. Dessen Niederschlag sei eben der *Widerporst* gewesen. Hardenberg, wie gesagt, nahm den Spott mit Humor und schrieb am 31. Januar 1800 aus Weißenfels an Friedrich Schlegel:

Warum der Widerporst nicht gedruckt werden soll, kann ich nicht recht einsehen. Der Athëism [sic!] müßt es seyn? aber denkt doch nur an die Götter Griechenlands [von Schiller]? Schade wärs – (NS IV, 318, Z. 19 ff.).

Schlegels Idee, beide Texte wie Punkt und Kontrapunkt im *Athe-näum* zu drucken, erregte indes Bedenklichkeiten, die der zum Schiedsrichter aufgerufene Goethe teilte (vgl. Dorotheas Brief an Schleiermacher vom 9. Dezember 1799); und so wurde beides nicht gedruckt, zumal der Jenenser Kreis und auch Schleiermacher, wie Tieck berichtet,⁶⁵ „die ganze Abhandlung [des Novalis] schwach“ fand, eine Kritik, die Novalis ebenfalls gut aufnahm; ja er schickte sich an, Verbesserungen vorzunehmen. Novalis war aber auch sonst in Sachen Religion freisinnig, wie seine klare Entscheidung zugunsten von Fichte zeigt, als diesem der Atheismus-Prozeß gemacht wurde. An seinen Adoptivbruder Dietrich von Miltitz schreibt er am 6. Februar 1799 über Fichtes *Appellation ans Publicum*, er bitte ihn, diese Schrift

aufmerksam zu lesen. Es ist ein vortreffliches Schriftchen und macht Dich mit einem so sonderbaren *Geiste* und *Plane* unsrer *Regierungen* und *Pfaffen* bekannt, mit einem zum Theil in der Ausführung begriffenen Unterdrückungsplane der öffentlichen Meynung – daß es die Achtsamkeit jedes vernünftigen Menschen erfordert, diese Schritte zu verfolgen und einen bedeutenden Schluß aus diesen Prämissen zu ziehn NS IV, 277, Z. 20 ff.).

Eben darum träumt er – im Brief an Friedrich Schlegel vom 10. Dezember 1798 – von der *Errichtung eines litterairischen, republicanischen Ordens* – / der durchaus *mercantilisch* politisch ist – einer ächten Cosmopolitischen Loge“ mit eigener Buchdruckerei und Sitz in der freien Schweiz, und schließt: „Man hat lange genug von solchen Projecten *gesprochen*. Warum sollen wir nicht etwas ähnliches auszuführen suchen. Man muß in der Welt seyn, was man auf dem Papier ist – Ideenschöpfer“ (l. c., 268 f.).

⁶⁵ In der Vorrede zur 5. Auflage der *Schriften* (1837); NS III, 500. Tieck war die peinlich katholisierende Abhandlung so zuwider, daß er in der Veröffentlichung von 1826 bewußt unzutreffend dem ultrakatholischen Friedrich Schlegel die Verantwortung dafür zuschob. (Vgl. auch Roger Paulin, *Ludwig Tieck. Eine literarische Biographie*, l. c., 257.)

Nun gut: Novalis und Schelling waren alle beide unsichere Kantonisten in Sachen Religion und Republikanismus. Von solch uneindeutigen Fällen abgesehen, gibt es indes eine viel größere Zahl von sogenannten Romantikern, die zeitlebens – wie Tieck – liberal oder gar engagiert liberal gesinnt waren, und ihre Liste ist überraschenderweise erheblich umfangreicher als die der reaktionär und/oder katholisch gewordenen. Zwar war das ‚Vaterland‘ als Bezugsgröße hermeneutischer Explikation für Tieck stets ein wichtiger Faktor. Aber er dachte dabei weniger an das deutsche als etwa das elisabethanische Theater, wie sein Dresdener Gegner, der Trivialautor Theodor Winkler, sehr scharf sah, als er in seiner *Abend-Zeitung* folgende Spottverse einrückte:

Allein ihr mächtigen Streiter
Für Spanier und für Britten,
Ihr habt uns dafür leider
Die Deutschen abgestritten.⁶⁶

Friedrich Schlegel hatte schon 1797 die Selbstüberhebung ‚der‘ Deutschen als Kulturnation verspottet, als er im *Lyceum* notierte:

Die Deutschen, sagt man, sind, was Höhe des Kunstsinns und des wissenschaftlichen Geistes betrifft, das erste Volk der Welt. Gewiß; nur gibt es sehr wenige Deutsche (*KA* II, 161, Nr. 116).

Während Fichte, Arndt, Görres, Kleist und Hunderte namenloser Zeitgenossen während der napoleonischen Kriege vom vaterländischen Fieber ergriffen wurden und, wenn sie zur deutschen Nation sprachen, Schaum vor dem Mund hatten („Schlagt sie tot, das Weltgericht/ Fragt euch nach den Gründen nicht“), blieb Tieck ein nüchterner Beobachter, der in der brodelndsten Zeit nach Prag sich verzog und in seinem *Phantastus* den Soldaten das Vaterlandslied nur unter Knüppelhieben von den Lippen gehen ließ: „O Vaterland! o Vaterland!/ Für dich nur kämpfen wir:/ Du bist der Stock!“⁶⁷ Als das nationale Fieber sich zu legen begann (oder nur in den Burschenschaften konserviert wurde), sprach Tieck vom religiösen und politischen Fanatismus nach 1812 als von „erbärmliche[n] Vapeurs und hypochondrische[n] Blähungen“⁶⁸.

⁶⁶ Roger Paulin, *Ludwig Tieck. Eine literarische Biographie*, I. c., 246.

⁶⁷ *Phantastus*, I. c., 1435 f., vgl. 57.

⁶⁸ Brief an K. W. F. Solger vom 6. Januar 1816 (in: *Karl Wilhelm Ferdinand Solger. Nachgelassene Schriften und Briefwechsel*, hg. von Ludwig Tieck und Friedrich von Raumer, Leipzig 1826 [Faksimiledruck Heidelberg 1973], I, 333).

Erst recht wäre Friedrich Schleiermacher zu nennen, den die Zivilcourage gegenüber dem preußischen König, der seinem Volke, als Lohn für die Vertreibung der Napoleonischen Heere, eine Verfassung versprochen und nie gewährt hat, bis an die Grenze seiner Entlassung als Universitätslehrer führte, ihm ständige Bspitzelung im Gottesdienst einbrachte und zeitweise dazu führte, daß er sich unaufgefordert im 14-Tage-Rhythmus beim Berliner Polizeipräsidium zu präsentieren hatte.⁶⁹ Auch der Naturphilosoph Henrik Steffens gehört in diese Gruppe von Romantikern – mit seiner Frau Johanna, die den Ausbruch der 48er Revolution begrüßte, wird sich der alte Tieck darüber veruneinigen.⁷⁰ Der Schellingschüler Lorenz Oken wurde immer materialistischer. Als Doktorvater Georg Büchners näherte er sich im Schweizer Exil dem Kommunismus – unter welcher Etikette ja auch die späteren Publikationen Bettinas von der preußischen Zensur verfolgt wurden; und in Okens Fall kommt selbst Heine nicht umhin, in den Jubel auszubrechen, Oken sei „der geinaliste Denker und einer der größten Bürger Deutschlands“, ein Mann, der

neue Ideenwelten entdeckte und die deutsche Jugend für die Urrechte der Menschheit, für Freiheit und Gleichheit begeisterte, ach! zu derselben Zeit dozierte Adam Müller die Stallfütterung der Völker nach naturphilosophischen Prinzipien; zu derselben Zeit predigte Görres den Obskurantismus des Mittelalters.⁷¹

In der französischen Version der *Romantischen Schule* ist Heine noch ausführlicher und bezieht gar Baader mit ein unter die zu rühmenden Schüler Schelling:

Pour écarter toute erreur, il me faut indiquer, en passant, que MM. Oken et François Baader sont supérieurs à tous leurs condisciples vivants. Le premier, l'illustre Oken, est resté fidèle à la doctrine primitive de son maître; l'autre, M. Baader, a malheureusement trop donné dans le mysticisme; mais je doute qu'il se soit profondément abîmé dans l'intrigue ultramontaine, comme on le prétend.⁷²

Zu erwähnen wären endlich die frommen Nazarener, die nicht nur mit feinem Silberstift zierliche Locken des Jesusknaben und sich

⁶⁹ Ich habe das reich dokumentiert in: *FUGEN. Deutsch-Französisches Jahrbuch für Text-Analytik*, hg. von Manfred Frank, Friedrich A. Kittler und Samuel Weber, Olten und Friburg 1980, 252-265.

⁷⁰ Vgl. Brief vom 21. 12. 1848 (in: *Letters of Ludwig Tieck. Hitherto Unpublished 1792-1854*. Collected and edited by Edwin H. Zeydel, Percy Matenko, Robert Herndon Fife, New York-London 1937, 560 f.).

⁷¹ Heine, I. c., 106 f.

⁷² L. c., 182, Anm.

selbst in altteutscher Tracht zu zeichnen wußten, sondern patriotisch-demokratischere Gesinnungen verteidigten als etwa ihr Kritiker Goethe. Das gilt auch für Caspar David Friedrich, der nicht nur gegen Napoleons Gewaltherrschaft eintrat, sondern ebenfalls – wie Schleiermacher und Bettina – auf der Einlösung des Konstitutionsversprechens durch den König insistiert hat. Heine rühmt Ludwig Uhland als einen Mann von echter und lauterer „demokratischer und potestantischer Gesinnung“,⁷³ der sich durch seine bürgerlich-liberale Opposition im altwürttembergischen Verfassungsstreit nicht nur den Dichterlorbeer, sondern als „ein eifriger Vertreter der Volksrechte, ein kühner Sprecher für Bürgergleichheit und Geistesfreiheit [...] auch [...] den Eichenkranz des Bürgertums“ erstritten habe.⁷⁴ Heine beschließt das schöne ihm gewidmete Kapitel der *Romantischen Schule* mit seinen (an der kursivierten Stelle von ihm selbst abgewandelten) Versen:

Vorwärts! fort und immerfort,
Frankreich rief das stolze Wort:
Vorwärts!

Die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm haben uns nicht nur die *Kinder- und Hausmärchen*, die *Deutschen Sagen*, die *Deutsche Mythologie* und das *Deutsche Wörterbuch* beschert, sondern gehörten zu den wackeren Göttinger Sieben. Jacob war liberal gesinnt und saß mit Uhland als Abgeordneter im Frankfurter Paulskirchen-Parlament. Carl Maria von Weber mußte wegen einer Frechheit gegen den tyrannischen König von Württemberg eine Weile im Kerker schmachten; Lortzing war ein engagierter Vormärzdemokrat, seine Oper *Regina* (1848) bezieht sich parteinehmend auf die revolutionären Ereignisse in Deutschland. Und als Sechzig- bis Siebzigjährige ergreift Bettine in ihren Königsbüchern mit der ihr eigenen Verve das Wort zur sozialen Frage und wird von der preußischen Zensur (wir sagten es) als „Kommunistin“ verfolgt. Ihr Verleumder und Widersacher Varnhagen kommt nicht umhin, von ihr zu sagen: „Sie ist in dieser Zeit der eigentliche Held, die einzige wahrhafte und freie Stimme.“⁷⁵

Aber mit den letzten Stimmen, so eindrucksvoll sie immer noch klingen und so viel sich noch heute von ihnen lernen läßt, habe ich mich weit aus dem Dunstkreis der Frühromantik entfernt. Genauere Analysen müßten an die Seite meiner „höchst zerstreute[n]

⁷³ L. c., 221.

⁷⁴ L. c.

⁷⁵ Zit. nach Richard Benz, *Die deutsche Romantik*, Stuttgart 1956, 424.

Gedanken“⁷⁶ treten, die nur dazu anregen wollen, das im allgemeinen Vorurteil vielfach vorentschiedene Thema einmal so gründlich und so differenziert zu untersuchen, wie es die Sache erfordert. – Als Hölderlin mit Novalis und Fichte in Niethammers Hause zusammentraf und man „viel über Religion [...] und Offenbarung“ sprach, kam man zu dem enttäuschenden Schluß, „daß für die Philosophie noch viele offene Fragen bleiben“ (NS IV, 588). Das gilt auch und erst recht für unsere Kenntnis der politischen Einstellung der Frühromantiker(innen).

⁷⁶ Bekanntlich hat Johannes Kreislers boshafter Vetter vor den Titel von dessen Aufzeichnungen: „Zerstreute [Geadnken], das Wörtlein: Höchst!“ vorgesetzt (E. T. A. Hoffmann, *Fantasiestücke in Callot's Manier*, *Werke 1814*, Ausgabe des Deutschen Klassiker Verlags, hg. von Hartmut Steinecke unter Mitarbeit von Gerhard Allroggen und Wulf Segebrecht, Frankfurt/M. 1993, 62).